

Michèle Minelli

# Keiner bleibt zurück

Jungbrunnen

## Für alle, die auf der Suche sind und für Dich

### **Michèle Minelli**

wurde 1968 in Zürich geboren und arbeitete zuerst als Filmschaffende, später als freie Schriftstellerin. Sie schreibt Romane und Sachbücher und probiert gerne verschiedene Textformen aus. Mit vierzig absolvierte sie das Eidgenössische Diplom als Ausbildungsleiterin und unterrichtet seither regelmäßig „Kreatives Schreiben“ und andere Themen in literarischen Lehrgängen.

# Inhalt

<b>BLICK ZURÜCK</b>	9
Finn Aicher	10
<b>ACHTES SCHULJAHR</b>	35
Tekkie Lax	37
Elodie Faber	52
Samuele Rossi	62
<b>NEUNTES SCHULJAHR</b>	73
Léannah Hugentobler	74
Nico Meister	85
Malin Fink	93
Eelamaran Nadarajah	109
Matus Pedersen	121
Blerta Cara	131
Flora Hauenstein	142
Dennis Seebacher	156
Liv Angerer	166
Valdet Berisha	179
<b>HEUTE</b>	197
Finn Aicher	198
<b>Danke</b>	220
<b>Anhang</b>	222
<b>Glossar</b>	223

Sieh ab Seite 222 nach, wenn dir ein Wort nicht vertraut ist.



## Schreib-Insel: Flash Fiction

Immer schwerer wurde sie, immer dunkler, felsenschwarz pochte sie, bis es für ihn nichts mehr anderes gab als diese Faust, die aus seinem Sack rauswollte.

*Finn Aicher*

## Schreib-Insel: Flash Fiction

Die Eltern, die Tanten, die Onkel, die Trainer sprachen Worte zu ihm, Worte über Taten, die er nie tun würde und nannten ihn einen Helden, der er nie sein würde, und während sie Worte und Taten und künftige Heldentaten besprachen, drehte er seine Runden auf dem Eisplaneten, bis dessen Achse kippte und er über den Ereignishorizont

f

i

e

l

.

.

.

*Matus Pedersen*



**BLICK ZURÜCK**

## Finn Aicher

Damals hatten wir alle Angst. Angst zu versagen, Angst, das Gesicht zu verlieren, Angst, den Ansprüchen unserer Eltern nicht zu genügen, Angst vor schlechten Noten, Angst, unsere Träume zu verraten, Angst, unsere Freunde zu verlieren, Angst, viel zu schnell erwachsen zu werden und es doch nicht zu sein. Angst, ewig Kind zu bleiben. Angst vor der Berufswahl und vor all dem, was sie mit sich bringt. Angst. Angst Angst Angst Angst. Wir waren in der Sekundarstufe und diese Angst war mit uns, überall. Auf dem Pausenplatz, im Klassenraum, zu Hause und ganz besonders auf dem Weg morgens in die Schule. Sie begleitete uns an jedem Tag und schaute nachts vorbei in unseren Träumen.

Es hatte bereits Ende der sechsten Klasse angefangen, bei dieser ersten Teilung von Spreu und Weizen. Zwei meiner Kumpels gingen ab aufs Gymnasium und ich musste mich neu ohne sie zurechtfinden. Ehrlich, ich war komplett verloren. Sie hatten mich abgehängt, und in mir bildete sich eine Faust. Eine Faust, die stetig wuchs, ausholen wollte. Ich war ein Jahr älter als die meisten, weil ich als Kind die dritte Unterstufe hatte wiederholen müssen, aber das bedeutete nichts. Kurz darauf sind wir umgezogen, von einem Kanton in den anderen oder besser: von einem Schulsystem ins andere – und das überlebt keiner unbeschadet.

Na ja. Die ganze Wahrheit ist, dass ich ein Schisser war. Selbst vor dem Schulweg war mir bang, wir waren ja von der Stadt aufs Land gezogen, in dieses Kaff im Grünen. Ich kam mir so ausgesetzt vor, diese zwei Kilometer auf dem Rad von meinem neuen Zuhause bis zum Schulareal. Neben mir nichts

als Wiesen und Felder. Kein anderes Schulkind, das an der Häuserecke auf mich wartete. Überhaupt: keine Häuser und Gassen und Straßen. Nur ich und der Wind sirrend in den Speichen meines Fahrrads.

Ich verstand die Codes nicht. Die Art, wie die Kinder hier miteinander sprachen. Alles war so anders als in der Stadt, wo ich mein Revier kannte. Wusste, wer meine Freunde waren und wer nicht.

Seither sind wir noch einmal umgezogen, aber im selben Ort, von der Wohnung ins Haus, unser Garten angrenzend an Nicos Hof, sozialer Aufstieg. Als meine kleine Schwester zur Welt kam und wir mehr Platz brauchten. Als Papa endlich befördert wurde. Da war ich aber schon eingewöhnt. Hatte meine neuen Freunde. Fand mich zurecht, ganz gut sogar. Ich genoss hier Freiheiten, die ich in der Stadt nie gehabt hätte. Da war man ja dauernd unter Beobachtung von irgendeinem Nachbarn. Hier nicht. Ich hatte meine Kumpels, die ich mochte, kannte die Regeln, alles passte, alles war gut.

Nie hätte ich gedacht, dass ich doch noch einmal in eine solche Schissersituation kommen würde, ausgerechnet in der Oberstufe, wo man zu den Großen gehört.

Nie hätte ich an das gedacht, was danach kam.

Aber das erzähle ich an anderer Stelle.

Dafür brauche ich Zeit.

Klar, wir alle hatten unsere Probleme. Die Pickel im Gesicht. Zu wenig oder zu starkes Haarwachstum. Haare an der falschen Körperstelle. Die Frage nach Nass- oder Trockenrasur. Die Frage nach der korrekten Frisur.

Unsere kleinen und großen Nöte, unsere ureigenen Katastrophen. Und dann: unsere Sackgassen in der Oberstufe. Der Erste, dem der Boden unter den Füßen knackte, war noch nicht einmal ich. Der Erste, der einbrach und versank, war

Tekkie. Wir schauten ihm zu und hofften, dass die Hand des Schicksals bei ihm Halt machen, dass sie uns nicht erreichen würde, nie.

Ha. Wir alle sollten noch von ihr gepackt werden. Und wie. Dabei war der Start verheißungsvoll.

Zu Beginn der siebten Klasse, ohne meine ehemaligen Kumpels, hatte ich mir vorgenommen, es Schritt für Schritt anzugehen. Ich konnte ja nicht wissen, wie nötig diese Einstellung einst sein würde. Vielleicht sogar lebensrettend. Aber dazu, wie gesagt, später.

Ein paar meiner neuen Klassenkameraden kannte ich schon, ein paar waren noch fremd für mich. Die kannte ich höchstens vom Sehen. Liv kannte ich, aber wer kannte die nicht mit ihrem imaginierten Freund. Flora, Elodie und Blerta kamen aus meiner vormaligen Parallelklasse, die hatte ich also zumindest schon auf dem Pausenhof erlebt, früher. Mit Matus und Samuele hatte ich in der Mittelstufe Eishockey gespielt. Eelamaran war neu für mich. Und Robert – die arme Sau. Welche Eltern taufte ihren Sohn schon Robert? Robert der Dritte noch dazu. Nachdem sein Großvater und sein Vater so hießen, musste er natürlich auch. Seine Freunde nannten ihn Tekkie, das tat ich dann auch, und ich glaube, er hat mich dankend angelächelt, obwohl wir noch kaum ein Wort miteinander gesprochen hatten, privat.

Ich kam neben Nico zu sitzen, dem Sohn unseres Nachbarn. Lässig platzierten wir unsere Sachen an einem Sechsertisch. Unser Klassenlehrer der Oberstufe, Herr Berisha, hatte unser Zimmer so eingerichtet, dass sich die Klasse auf vier Sechsertische aufteilte. Zudem gab's eine Bücherbar, ein halbhohe Regal, das den Raum in zwei Teile gliederte. Neben der Bücherbar lockte eine Ecke mit bunten Sitzsäcken, einem Wasserspender und einer stets vollen Früchteschale.

Mit Früchten hatte der Berisha einen Tick. Der war so ein Gesundheitsapostel. An apple a day keeps the doctor away. Bei ihm hatten wir Deutsch, Englisch, Geschichte, Geografie, Werken und Sport. Damit konnte er uns mit jedem Fach beweisen, wie wichtig ein gesundes Leben war. Matus hing an seinen Lippen, für den war damals klar, dass er Profisportler werden wollte und Berishas Ausführungen über einen gesunden Lebensstil gelangten allesamt in Matus' persönliche Bibel. Wir waren ein Haufen zusammengewürfelter Jungs und Mädchen, Malin zweifelsfrei die Reifste von allen und Léannah, die ebenfalls an unserem Sechsertisch saß, die Stillste. Ich versuchte mich möglichst unauffällig einzufügen. Ich wollte nicht jetzt schon als der Schisser auffallen, und gleichzeitig hatte ich die Hoffnung, in diesen drei Jahren Oberstufe zu dem Menschen zu werden, den ich in mir spürte.

Da war so eine fiebrige Aufbruchstimmung, ich glaube, nicht nur in mir.

Mein Auftreten in dieser neuen Umgebung blieb, wie gesagt, still, möglichst höflich und, so gut es ging, unauffällig. Bis zu dem Tag, an dem mich Berisha zusammen mit Malin zur Klassenleitung ernannte. Aber nicht etwa im Klassenzimmer. Nein.

Im Sumpf.

\*

Und das ging so:

Es war noch im ersten Monat, vielleicht in der dritten oder in der vierten Woche der siebten Klasse, als uns Berisha auftrug, für die Eltern einen Brief mitzunehmen. Wir hätten uns alle am Donnerstag um acht Uhr abends am Eingang des Auwalds einzufinden. **Gutes Schuhwerk und Kleidung, die schmutzig werden darf**, stand fett gedruckt auf dem Zettel, den ich meinen Eltern unter die Nase hielt.

„Was hat der denn vor?“, fragte mich mein Vater.

„Keine Ahnung“, sagte ich. „Aber am Freitag müssen wir erst um neun zur Schule. Vermute, es wird dann etwas später am Donnerstag.“

„Ach so. Freiluftsport? Wenn er den Freitagmorgensport ausfallen lässt?“, mutmaßte meine Mutter. Mein Vater verdrehte die Augen, für Experimente hatte er noch nie etwas übriggehabt. Meine Mutter war kurz davor, ihn anzupfeifen, aber sie wurde abgelenkt durch meine kleine Schwester Emilia, die grad voll in der analen Phase steckte. Emilia streckte uns ihre Finger entgegen. Die ließen leider keinen Zweifel.

„Nicht schon wieder!“, rief meine Mutter und packte meine Schwester am Handgelenk. Ich sah zu, wie sie sie ins Badezimmer zerrte. Ich wollte gar nicht wissen, was Emilia diesmal mit ihrem Töpfchen angestellt hatte, und ging auf mein Zimmer.

Dass meine Mutter elf Jahre nach mir noch einmal ein Kind zur Welt gebracht hatte, war nicht mein Problem. Das wenigstens versuchte ich meinen Eltern immer wieder klarzumachen, wenn ihre Blicke bettelnd auf mich fielen, weil sie wieder mal zu spät dran waren, den Babysitter zu organisieren, und sie dringend irgendwohin wollten, in die Paartherapie oder ins Yoga oder in den Schützenverein.

Was ich ihnen nicht sagte, war, dass Emilia für mich auch so etwas wie Heimat bedeutete in diesen ersten Wochen der siebten Klasse. Wenn ich über Mittag nach Hause kam und sie im Vorgarten sah, wie sie kopfüber an der untersten Sprosse des Klettergerüsts hing und mir die Zunge herausstreckte, wurde mir warm ums Herz und ich wusste, dass alles gut werden würde. Irgendwie gab mir dieses Bild Sicherheit in dieser Zeit der Gewöhnung an die neue Klasse, an Berisha, seine Regeln. Emilia zeigte mir, dass man die Dinge so oder so betrachten konnte.

Was für mich die Faust im Sack war, war für Emilia ihre Zunge.

Wir waren also die siebte Klasse, die Jüngsten im Oberstufenschulhaus; das Sagen hatten die in der achten. Die in der neunten waren vollauf mit sich selbst beschäftigt und verschwendeten keine Blicke an uns Jüngere.

Nichtsahnend gingen wir an diesem Donnerstagabend im Spätsommer zum Auenwald, ich sah Matus und Samuele schon von Weitem, wie sie mit langen Ästen ihre Eishockeyerfolge nachspielten. Im Näherkommen hörte ich, wie Samuele sagte: „... und dann haben wir die sieben zu eins in den Orkus geschickt!“

„Orkus?“, fragte Matus, dieser Zwerg.

„In die Hölle! Die haben sich so was von geschämt.“

Neben uns bremste ein Rad und kam Staub stiebend zu stehen. „Hallo.“

„Hei.“

„Hei.“

„Wie geht's, wie steht's?“, fragte Eelamaran, der mit einer pantomimischen Geste andeutete, einen Hut zu lüpfen. Ich weiß noch, ich dachte, ich sei voll in die Deppenklasse gelangt, denn die anderen zogen unisono Grimassen und schoben Eelamaran lachend weg und er quiekte und kam einfach zu uns zurück.

Dennis sah kurz herüber, sein Blick suchte etwas oder jemanden, und dann starrte er zu Elodie, die vor einer Gruppe Mädchen posierte und irgendetwas mit ihren langen Haaren machte. Elodie hatte den ersten Preis für die längsten und röttesten Haare gewonnen, schweizweit. Europaweit. Weltweit. Ihre Haare waren universal.

Als unser Lehrer, Herr Berisha, eintraf, standen wir alle in Grüppchen zusammen, fast so, wie wir bei ihm im Zimmer an

unseren Tischen saßen. Nur die scheue Léannah hatte sich in Kleinstschritten den Top Five angenähert, der Mädchengang, die von Blerta angeführt wurde. Es war niederschmetternd zu beobachten, wie sie das versuchte. Blerta erübrigte nicht einen Blick für Léannah. Flora lächelte ihr wenigstens hin und wieder zu. Was dort drüben bei den Mädchen ablief, war für uns Jungs faszinierend. Die hatten so viele Codes mehr drauf als wir!

Immerhin das hatten wir begriffen: Wir Jungs standen den Mädchen in der Entwicklung um einiges nach. Während wir oft noch blödelten, saßen die Top-Five-Mädchen mit gerecktem Hals und interessiertem Blick da und in ihren Köpfen spielte sich irgendein Prozess von Aufnehmen und Verwerten ab, von dem wir meilenweit entfernt waren, den wir aber äußerst sehenswert fanden.

Auch was in Livs Kopf vorging, wussten wir nicht, das wusste niemand. Die lebte wohl seit jeher in ihrer eigenen Welt.

Und so war's auch jetzt. Mit einem sanften Antippen ihrer Schulter holte unser Lehrer Liv zurück. Zu uns und in diesen lauen Sommerabend auf der Auenwiese. Berisha bat darum, uns in einem großen Kreis aufzustellen und er gab so lange keine Ruhe, bis auch wirklich jede und jeder einen guten Platz gefunden hatte und ihm zuhören konnte. In meinen Locken verfing sich irgendein Insekt. Ich wischte es mit einem Fluch aus meinem Haar. Samuele simulierte, es sei nun in seinen Haaren und Matus stieß Samuele mit seinem Ast am Bein an. Berisha tat das, was er immer tat in solchen Situationen. In Situationen, in denen er unsere ganze Aufmerksamkeit wollte: Er pfiiff. Sein Pfiff, scharf durch die Zähne, hatte uns vor wenigen Wochen noch eine Heidenangst eingejagt. Aber er war halt auch Sporttrainer, und es ist ein Gesetz im Sport, dass ein Pfiff genügen muss.

Dennis maulte provokativ, er sei kein Hund. Eelamaran ver-

suchte es ins Komische zu ziehen, indem er winselte. Ich sah, wie ein paar der Mädchen Dennis beobachteten, sich etwas zuflüsterten und kicherten. Verstohlen ließ Dennis seine Hand über das hohe Rispengras fahren. Eines der Mädchen nannte ihn einen „Hübschen“ und Dennis sagte: „Klappe!“ Berishas Blick streifte ihn nur. Ich war schon damals größer als die anderen und grinste von oben herab. Ingeheim aber schaute ich mir Berishas Methoden ab, ich wollte von ihm lernen, wie man so sicher werden konnte. Wie man so fest verankert stehen konnte in der Welt. Wie man auch ohne hämisches Grinsen bestand. Berisha selbst war ja nicht besonders groß oder eindrücklich. Seine Statur war eher gedrungen. Aber er war präsent. Und das verlieh ihm die Ausstrahlung eines Falken. Ihm entging nichts, und was ihm wichtig war, das setzte er auch durch. Manchmal, schien mir, allein kraft seines Willens.

Ich beobachtete ihn scharf.

Er erläuterte gerade: „... Und so ist dieser Teil des Auenwaldes wiederhergestellt worden. Man nennt das Renaturierung. Auch die Biber sind wieder zurück, wie diese Spuren dort beweisen.“

Sein ausgestreckter Arm wies in eine Richtung, in der ein Baumstamm lag. Und jetzt sah ich es: Angenagt von allen Seiten, hatte dort ein Baum seinen Halt verloren und war gefallen. Das Bild sprang mich an. Ich wusste gar nicht, dass Biber auch Bäume fällen, die nicht direkt am Wasser sind. Ich wusste nicht, dass etwas so Großes und Verankertes wie ein Baum so leicht zu Fall gebracht werden konnte. Rasch schaute ich weg.

Aus dem Auenwald drangen Geräusche zu uns herüber. Ein Knacken, hin und wieder das aufdringlich helle Summen von Mücken, abendlicher Vogelgesang. Die Luft roch nach sattem Sommer und, wenn nicht der sanfte Abendwind sich noch

einmal erhob, auch nach etwas Altem, Brackigem. Eine Libelle glitzerte im Licht.

„Erzähl keinen Scheiß!“, hörte ich Flora zischen, als Berisha seinen Finger in die Luft reckte.

„Was ist? Was war?“, flüsterte mir Nico zu und Elodie flüsterte zurück: „Samuele labert was von Geistern.“ Ich schaute, sah aber sonst nichts über Gebühr Beunruhigendes. Berishas Falkenblick blieb auf Samuele liegen, als er sagte: „Und da gehen wir jetzt rein. Alle.“

„Sollen wir uns etwa die Hände geben, wie im Kindergarten?“, kommentierte Dennis und grinste dabei. Eines der Mädchen sagte, Dennis würde sie ja gern die Hand versprechen, ich sah aber nicht, wer es war. Auf Dennis schienen sie zu fliegen. Sein Aussehen war ein Magnet für die.

„Später vielleicht“, sagte Berisha, und damit schritt unser Lehrer voran.

Das Unterholz knackte unter meinen Füßen. Hier und da versuchte ich einer Pflanze auszuweichen, deren wollige Blütenstände ich nicht an meinen Hosen haften haben wollte. Überhaupt: Ich mag keine Insekten und keine klebrigen Pflanzen und damit auch keine Orte, an denen sie leben. Eine meiner größten Ängste ist, dass sich das Klima der Erde so weit erhitzt, dass allerlei Mücken und Käfer und Spinnen in unsere Breitengrade wandern und es sich bei uns gemütlich machen ... Das sagt was über mich aus, nicht?

In so einer Welt würde ich nicht leben wollen.

Nicht einen Tag.

Also hob ich vorsichtig meine Füße und setzte sie noch vorsichtiger ab.

Der Untergrund veränderte sich und wurde, noch als Malin Berisha fragte, ob wir hier überhaupt reindurften, zu einer